

dtv

Luisa de la Cueva, die auf der kleinen Karibikinsel San Pedro zur Welt kommt, ist die Tochter eines reichen Plantagenerben und einer Küchenhilfe. Ihre frühe Kindheit ist vor allem von der Schönheit der Insel und der Liebe ihrer Großmutter erfüllt, doch schon bald wird Luisa mit den dunklen Seiten des Lebens konfrontiert: Machtkämpfe, die harschen Gesetze sozialer Hierarchie. Als Revolutionsgerüchte aufkommen, emigriert die Familie nach New York, lebt dort in einer Kellerwohnung, der einst klingende Name des Vaters bedeutet nichts mehr. Luisa geht zur Schule, lernt Englisch, wird erwachsen, verdient ihren Lebensunterhalt als Putzhilfe – und wird eine stille Zeugin und Beobachterin fremder Leben, die genau darin eine Art Freiheit findet.
«Der bisher bewegendste Roman von Paula Fox.» Brigitte

Paula Fox, geboren 1923 in New York City, wo sie auch heute lebt. Der Vater war irisch-englischer Herkunft, ihre Mutter kam aus Kuba, schon als Zwölfjährige hatte Paula Fox ein bewegtes Leben hinter sich. Ihr gesamtes Werk, das im dtv erscheint, spiegelt den enormen Reichtum ihrer Lebenserfahrung.

Paula Fox

Luisa

Roman

Aus dem Englischen von
Alissa Walser

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Paula Fox
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Was am Ende bleibt (12971)
Luras Schweigen (13140)
In fremden Kleidern (13364)
Pech für George (13438)

August 2007
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
www.dtv.de
Titel der Originalausgabe «A Servant's Tale»
erschieden bei W. W. Norton & Company, Inc., New York
© 1984 by Paula Fox
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2005 Verlag C. H. Beck oHG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: «White Robe» (1990) von Sean Scully
Druck und Bindung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-13586-3

Es ist wahr, daß Kinder im Umgang mit Bediensteten
unanständige Wörter und schlechte Manieren übernehmen;
aber im Salon bringt man ihnen
unanständige Gedanken und unanständige Gefühle bei.

Alexander I. Herzen

Mit einem Fuß noch in Eden
stand ich
und schaute über das andere Land.

Edward Muir

*Für James Harvey, Sheila Gordon
und Robert Lescher*

Teil 1

«*Ruina! *Ruina!*» hatte mein Großvater, Isidro Sanchez, ans Ende seines Abschiedsbriefes an meine Großmutter gekritzelt. Er hatte ihn, wie sie nach all den Jahren mit noch immer erstaunter Stimme berichtete, geschrieben, nur eine Armlänge entfernt von ihr, die dasaß und einen Riß in ebendem Hemd flickte, das er am nächsten Morgen tragen würde, weil der Besitzer der Zuckerrohrplantage Malagita, Antonio de la Cueva, ihn zu sich bestellt hatte, damit er ihm unter anderen wichtigen Fragen auch die beantworte, warum er sein Zuckerkontingent nicht erfüllt habe und deshalb die Pacht für das nächste Jahr nicht garantieren könne.

«Von Zeit zu Zeit blickte er auf», erzählte Nana, «starrte auf meine Hände, als denke er nach. Ich nähte zu Ende.

** Spanische Ausdrücke werden im Glossar, Seite 441 ff., erklärt.*

Er begann, den Brief zu falten. Nicht anders als Papierschiffchen für unsere Kinder, und obendrauf schrieb er ein Wort. Die Spitze der Schreibfeder muß schon fast ausgetrocknet gewesen sein – sie kratzte. Den Brief legte er in die Mitte des Tisches, stand auf und nahm seinen Hut vom Haken an der Wand; er sagte nicht, wohin er ging. Als er das Haus verließ, wußte ich nicht, daß ich ihn in diesem Leben nicht wiedersehen würde. Am Morgen erwachte ich in unserem Bett und war allein. Ich stand auf, rannte zum Tisch, nahm das Stück Papier, redete mir ein, es seien Zahlen und Kalkulationen. Die Kinder riefen nach ihrem Frühstück, vor allem deine Mutter, die immer lauter war als alle andern.»

Wenn meine Großmutter die letzten Sätze des Briefes aufsagte, sprach ich mit. Ich kannte sie auswendig.

«Ich betrete Land, das sogar die de la Cuevas ausschlagen würden», hatte mein Großvater geschrieben. «Ich verlasse dich und meine Kinder.»

«Glaubst du, er war ein schlechter Mensch?» wollte meine Großmutter wissen.

«Nein, Nana.»

«Er war ein Heiliger – was du wahrscheinlich mittlerweile erraten hast. Er ging in den Estremadurasumpf, um zu verhungern.»

Außer dem Brief hatte meine Großmutter nicht viel von Isidro Sanchez' Habseligkeiten behalten. Noch ehe ich lesen konnte, ließ Nana mich das vergilbte Papier anschauen, aber nicht berühren. Wenn mein Blick auf das zweimal geschriebene Wort *ruina* fiel, glaubte ich einen heiseren Schrei zu hören, Isidros Zorn. Ein Fluch, mit dem eine Person sich plötzlich von ihrem Verstand lossagt.

Für mich war er kein Heiliger, sondern ein Mann, der sich im Dunklen davongemacht hatte und nichts zurückließ als ein Wort, zweimal hingeschrieben wie zwei Dornen.

«Von da an war ich mit meinen Kindern allein», erinnerte sich Nana, ihre leise Stimme war noch voll von dem

Schrecken, den sie an diesem längst vergangenen Morgen empfunden haben mußte.

«Damals gehörte uns nichts. Nicht die Zuckerrohrsprößlinge, nicht die Farm, nicht die Geräte, die Weiden, der Weg, weder Ochs noch Karren, auch mein kleiner Gemüsegarten nicht, nicht mal mein eigenes Bett. Alles gehörte dem Plantagenbesitzer, wahrscheinlich sogar meine Unterhosen.» Sie machte eine Pause und legte ihre warme Hand auf meinen Kopf. «Aber damals nahm man alles ernst. Alles zählte, nicht wie heute, wo alles egal ist und wo es keine Geschichten mehr gibt. Also schämte sich Antonio de la Cueva ein wenig, fühlte sich ein klein wenig verantwortlich, und ich bekam Arbeit bei der Familie de la Cueva, flickte ihre Wäsche. Schließlich war ich nicht die Witwe irgendeines *colono*.»

So war es. Isidro Sanchez war nicht immer ein Bauer ohne Land gewesen. Er hatte eigenes Land besessen, hatte darauf eigenen Zucker angebaut und hatte ihn zum Mahlen in die De-la-Cueva-Mühle gebracht, um ihn dann zu verkaufen. Als jedoch die de la Cuevas immer mehr Land aufkauften, bezahlten sie ihm für den Zucker aus seinem Anbau immer weniger. Am Schluß war seine Farm eingekreist von ihren Ländereien und wurde geschluckt. Das war viele Jahre vor meiner Geburt, als es noch Gelbfieber gab und die große Zuckerlatifundienwirtschaft unseren Inselstaat beherrschte. Die Plantagenbesitzer legten eine private Eisenbahnlinie durch das Farmland und waren nicht einmal verpflichtet, für Holz oder Wasser, Sand oder Stein oder irgend etwas anderes, das sie nutzten, zu bezahlen.

Ohne Land konnte mein Großvater seinen beiden Söhnen nichts hinterlassen, und wie die anderen Arbeiter mußte er zur toten Zeit, wenn die De-la-Cueva-Mühle stillstand, über Land ziehen und Arbeit suchen. Eines Morgens teilte ihm ein Verwalter der De-la-Cueva-Gesellschaft mit, er vernachlässige das Zuckerrohrfeld, für das er verantwortlich

sei, es sei voller Unkraut. Die Gesellschaft würde das Unkraut vernichten, Isidro Sanchez müsse jedoch für die Unkosten aufkommen, die ihnen durch den Aufwand entstünden. Außerdem seien an den Zäunen nötige Reparaturen vorzunehmen. Señor Antonio de la Cueva habe eigentlich gehofft, Señor Sanchez hätte sich, schon des eigenen Ehrgefühls wegen, um sie gekümmert. Auch diese Zäune gingen zu Lasten von Señor Sanchez. Und schließlich war da noch die Sache mit seiner Zuckerquote.

Genau an diesem Abend schrieb mein Großvater meiner Großmutter das Briefchen, setzte in sorgfältigen Druckbuchstaben ihren Namen, Rafaela, auf das zusammengefaltete Papier und verließ seine Heimat Malagita. Dann lief er mehrere Tage und Nächte lang, bis er zu den Estremadura-sümpfen an der nordöstlichen Küste der Insel San Pedro gelangte.

Als ich klein war, haben wahrscheinlich die Nachbarn oder ihre Kinder auf mich aufgepaßt, wenn meine Mutter bei der Arbeit im Großen Haus war. Meine Mutter hat mir das nicht erzählt, doch als Erwachsene sah ich einmal irgendwo auf der Straße ein ungefähr neunjähriges Mädchen, das sich, den Rücken verspannt, bückte und mit seinen dünnen Ärmchen ein dickes Baby hochhob. In dem Moment wußte ich, wie es sich anfühlt, wenn man sich an so knochige, schmale Schultern schmiegt.

Dafür erzählte mir Mama, wie ich, kaum daß ich laufen konnte, ganz alleine weite Strecken zurücklegte, während sie fast den Verstand verlor, wenn sie in den Bambusdickichten nach mir suchte oder im Zucker oder am Abhang des Hügels, wo die wilden Guayababäume wuchsen. «Verrückte Landstreicherin», nannte sie mich kopfschüttelnd. Und dann lächelte sie erleichtert über ihren Witz. *Luisa, la viajera loca*. Sofort bekreuzigte sie sich und drückte das schmale Oval ihres Daumennagels an die

Unterlippe. Nur die Mutter Gottes konnte sie beschützen vor der zerstörerischen Kraft, die Wörter freisetzen; sie wußte, wenn sie zu oft von meinen Wanderungen spräche, würde ich eines Tages in den Kanal von Malagita stürzen und ertrinken.

Meine Erinnerung setzt ein mit einem langsam vorüberziehenden einsamen Reiter auf einem der kurzbeinigen Inselepfede, das sich die ungeteerte Straße entlangkämpfte, die durch den Frühlingsregen für Ochenkarren unbefahrbar geworden war. Das Gesicht des Reiters ist von seinem Kragen verdeckt, das Pferd keucht und schnaubt, während es die Hufe aus dem Schlamm zieht wie eine in Melasse gefangene Fliege. Ich sitze in der Tür unseres *bohío*, die Knie und die bloßen Füße naß vom Regen, und sehe dem Reiter und seinem Pferd zu, wie sie sich durch das wäßrige Halblicht schleppen.

Das muß in dieser toten Zeit gewesen sein, als der Himmel dunkel war von Regen und Wolken und die Kamine der Mühle, die nicht in Betrieb war, drohend in die nasse Luft ragten wie die Stämme gigantischer Bäume. In dieser Jahreszeit verlor Malagita sein menschliches Antlitz und versank im Schlamm und im wasserüberfluteten Unterholz, und Tag und Nacht schienen gleich zu sein. Im Dezember wurde bei trockenem Wetter mit der Ernte und dem Mahlen des Zuckers begonnen. Tag und Nacht war die Mühle in Betrieb, und aus den Kaminen quoll der Rauch. Die Straßen trockneten, härteten aus. Malagita und seine Häuser tauchten auf wie an Seilen heraufgezogen. Ringsum, wo die Sonnenstrahlen mit Nadelspitzen weißen Lichts auf die Macheten der Schnitter trafen, glitzerten die Felder. Die Plantage war wie ein Rad, und das Große Haus des Besitzers war das Zentrum. Antonio de la Cueva war seit vielen Jahren tot. Nur sechs Monate nachdem man die sterblichen Überreste meines Großvaters im Sumpf entdeckt hatte, wollte de la Cueva nach seinem *cafetal* auf dem Berg

schauen. Die Kaffeepflanzen wuchsen an den Hängen im Schatten von Bananenbäumen. Auf dem Rückweg warf sein Pferd ihn ab. «Zerbrochen wie ein trockener Stecken», sagte Nana. «Er hat sich zu sehr auf die gute Ernte, die er voraussah, gefreut. Gott straft die Vorfreuden.»

Antonios Witwe, Beatriz de la Cueva, lebte weiter und führte Malagita mit Hilfe ihres ältesten Sohnes, Leopoldo. Doch der starb eine Woche vor seinem vierzigsten Geburtstag, als das kleine Flugzeug, das er steuerte, an einem Berg zerschellte und auf die Erde stürzte. Im Dorf wurde erzählt, der Absturz sei kein Unfall gewesen, Señor Leopoldo habe wegen der unerbittlichen Ansprüche, die seine Mutter an ihn stellte, sterben wollen – Ansprüche, die einem Verwalter angemessen gewesen wären, aber nicht einem Sohn. Als ich, die Tochter ihres jüngsten Sohnes Orlando, zur Welt kam, war sie bereits alt und litt an zeitweiser Verrücktheit. Obwohl sie die Mutter meines Vaters war, nahm sie weder meine Geburt noch meine Existenz noch die Anwesenheit meiner Mutter als Mädchen für alles in ihrer Küche zur Kenntnis. «Glaub bloß nicht, es hätte für eine Frau vom Typ Beatriz de la Cueva einen Unterschied gemacht, wenn dein Vater deine Mutter vor deiner Geburt geheiratet hätte», sagte meine Großmutter in strengem Ton zu mir.

Als ich gerade sechs Jahre alt geworden war, nahm mich Nana mit aufs Zuckerrohrfeld. Sie hielt meine Hand fest in der ihren, während ich einen Mann anstarrte, dessen Gesicht ich durch den Schatten seines breitkrepmpigen Strohhuts nicht sehen konnte.

«Das ist Ortiz», sagte sie. «Nüchtern ist er der beste Schnitter in ganz Malagita.»

Ortiz packte mit der Linken einen Zuckerrohrstengel, riß die Blätter herunter und hieb mit seiner Machete in einem Schwung, der mich erschauern ließ, den Stengel direkt über dem Erdboden ab. Er warf uns einen kurzen Blick zu, seine mahlenden Kiefer kauten auf einem Zweig

herum, der ihm aus dem Mundwinkel hing. Dann bückte er sich wieder, und indem er den Stengel nach links und jäh wieder zurückschwingen ließ, gegen die Machetenklinge, hieb er ihn in zwei Teile. Von dem einen trennte er die grüne Spitze ab.

«Für die Pferde und das Vieh», erklärte Nana und schüttelte meinen Arm, als ich mich abwendete. Ich fühlte mich unwohl und seufzte, wenn Ortiz die Hälften in gleiche Teile zerschnitt. Er spuckte den Zweig aus, der einen Augenblick lang speichelnäß im Sonnenlicht glänzte. Dann nahm er sich den nächsten Stengel vor.

Um uns herum wurde es zunehmend lichter, während Ortiz und die anderen Schnitter die Klängen schwangen und Frauen und Kinder sich bückten, um das Zuckerrohr einzusammeln. Sie bogen sich vornüber und trugen, was sie umschlungen hatten, zu den Wagen, über deren Seiten dicke Ketten herabhingen. Ein Wagen war bereits voll, als ein Mann ein Paar Ochsen davor anschrirte, das ein anderer mit einem gedornen Stock im Zaum hielt. Die Ochsen zogen den Wagen zur Wiegestation, an der Nana und ich auf unserem Weg zum Feld vorbeigekommen waren, als gerade die Sonne aufging. Neben der riesigen Hebemaschine hatte ein Maultier mit hängendem Kopf gestanden und auf den schmalen Eisenbahnschienen eine lange Reihe leerer Waggons. Mehrere Männer, die Hosenbeine unten noch naß vom feuchten, hohen Gras, lehnten schweigend an den Lattenrosten ihrer Längsseiten, die schmale Schatten auf den staubigen Erdboden warfen.

Die Ochsen schaukelten ihre großen Köpfe in einem Heiligenschein aus kreisenden Fliegen. Die Hitze der Sonne war erdrückend. Die schweren Tiere zogen den Wagen mit aller Kraft; die großen, groben Räder knirschten und drehten sich langsam. Vor mir bückte sich Nanas große, schwarzgekleidete Gestalt beim Arbeiten und richtete sich wieder auf. Inzwischen zogen die Schnitter schon in der

Ferne durch die Zuckerrohrreihen. Nie schauten sie zurück; manchmal riefen sie etwas, hoben kurz die Köpfe oder brachen in schrilles Gelächter aus. Sie rissen das Zuckerrohrfeld auseinander wie ein Schwarm wütender Vögel. Wir krochen hinter ihnen auf der Erde und sammelten auf, was sie übriggelassen hatten.

Mir wurde schwindelig, und ich hatte Angst. Es war das erste Mal, der erste Morgen in meinem Leben, an dem ich nicht frei umherrennen konnte, um ganz nach Belieben dort mal was anzufangen und hier mal was aufzuhören. Ich klammerte mich an Nanas Rock. «Ich kann nicht! Ich kann nicht!» schrie ich.

Sie packte meinen Arm. Ich nahm ein Stück Zuckerrohr und kaute darauf herum. Der gewohnte klebrig-süße Saft erfüllte mich mit einer vagen Hoffnung.

«In ein paar Tagen hast du dich daran gewöhnt. Dann denkst du nicht mehr nach», sagte Nana. Sie legte ihre Hände auf mein Gesicht. «Die Hitze...», murmelte sie. Sie ging zu einem Wasserkrug, der an einem Stein lehnte, brachte und hielt ihn, während ich daraus trank. Über seinen Schnabel hinweg sah ich einen Mann auf einem Pferd, der auf uns zugeritten kam. In der einen Hand lose die Zügel, in der anderen einen Zigarillo. Nana nahm mir den Krug weg, als der Mann abstieg. Er starrte uns an und klopfte dabei seine saubere weiße Jacke ab. Der Rauch seines Zigarillos stieg kerzengerade in die stille Luft. Plötzlich hob das Pferd seinen Schweif und ließ einen entsetzlichen Furz. Ich versteckte mich bei Nana, preßte mir den Stoff ihres Rockes vor den Mund, um mein Lachen zu ersticken. Sie schüttelte mich, flüsterte: «Der Aufseher...»

Als ich wieder hochschaute, war er so nah, daß es schien, er würde mich umrennen. Er streckte mir seine Hand entgegen, und ich sah unter jedem seiner Fingernägel eine dünne schwarze Linie Dreck.

«Was ist das?» fragte er ärgerlich. Sein Gesicht war kalt

und starr, doch um seine Augen, die flink auf- und zugin- gen, als litten sie noch unter den Blähungen seines Pferdes, zeigte sich eine Schwäche. Ich wußte, daß er das Gefühl hatte, seine Wichtigkeit eingebüßt zu haben.

«Luisa Sanchez, meine Enkelin», sagte Nana, als sprä- che sie mit einer Kröte.

«Bring sie weg von hier», sagte er.

«Sprich nicht mit mir, als wäre ich nicht dabeigewesen, als deine Mutter dich zur Welt gebracht hat!» schnauzte Nana. Ein paar Frauen in der Nähe richteten sich von ihrer Arbeit auf und schauten gespannt zu uns herüber.

«Meine Geburt hat damit nichts zu tun», rief der Aufse- her. «Es hat mit *ihrer* Geburt zu tun. Du sollst sie hier nicht herbringen.»

«Wer sagt das?»

«Das muß mir niemand sagen. Du selbst kennst den Grund.» Er warf seinen Zigarillo auf den Boden und stampf- te darauf herum, als wäre er ein Skorpion.

«Sie kann nichts dafür», sagte Nana. «Sie ist ein Kind.»

«Du bist nicht ihre einzige Großmutter», erwiderte er und reckte seinen dünnen, drahtigen Hals.

«Es gibt nichts Niedrigeres als einen Mann, der eingebil- deten Befehlen gehorcht.»

Plötzlich bückte sich der Aufseher, packte mich um die Taille und hob mich hoch über seinen Kopf. Ich versuchte, mich aus seinen Händen zu winden. Durch mein Kleid spürte ich seine feuchten Hände. Er lachte laut und packte noch fester zu.

«Laß sie runter», sagte Nana. «Wir gehen.»

Er setzte mich auf dem Boden ab. Ich lächelte ihn an und wußte, welche Hoffnung ich mit dem süßen Zuckerrohrsaft in meinen Mund gesaugt hatte; ich hatte diesem Feld mit seinen stummen Frauen und Kindern entkommen wollen.

Nana sagte kein Wort, als wir zum Dorf zurückliefen. Wir erreichten die Wiegestation, und Nana wartete geduldig,

als ich stehenblieb, um den Männern zuzusehen, wie sie eine Lokomotive vor die aufgereihten Waggons hängten, die später mit Zuckerrohr gefüllt werden würden.

Als sie endlich sprach, sagte sie nur: «Ich wollte, daß du bist wie wir alle, um dir ein noch härteres Leben zu ersparen.»

In den späten Nachmittagsstunden, wenn eine feuchte, kühle Brise aufkam, die sich auf unsere Haut legte wie ein im Fluß getränktes Stück Stoff, gingen Nana und ich auf den Wegen der Plantage spazieren. Sie sagte kaum etwas. Und wenn ich stehenblieb, um eine Eidechse zu berühren, die so grün war wie der Schleim, der sich auf beiden Seiten des Kanals sammelte, oder wenn ich versuchte, die flinken Bewegungen eines Papageis im Bambusdickicht auszumachen, wartete sie reglos, und wenn ich dann zu ihr hinschaute, um zu sehen, ob sie mich weiterdrängen würde, schien ihr Gesicht so gelassen wie im Gebet.

Wir waren bei der Krankenstation von Malagita angekommen, und wie fast immer blieb Nana stehen und schaute durch die Gitterstäbe vor dem Fenster. Auf Zehenspitzen war auch ich in der Lage, hineinzuschauen in den Raum, wo, wie die meisten sagten, kranke Menschen vom Dorfarzt noch kränker gemacht wurden. Drei der schmalen Betten in dem kahlen Raum waren unbesetzt. Auf dem vierten lag Dr. Baca im schwarzen Anzug und schlief, die eine Hand ruhte auf dem Boden und hielt eine unangezündete Zigarre. «Er arbeitet für die Armen», bemerkte Nana. «Schau! Er hat die Stiefel nicht ausgezogen.» Dr. Baca schnarchte laut, als wäre dies seine Antwort. Ich schnellte vom Fenster weg. «Er hat dich gehört», sagte ich.

«Er hört nie etwas», erklärte Nana.

Wir kamen an einen freien Platz, wo kein Gras wuchs und die Erde so glatt war wie ein Dielenboden. An Feiertagen spielten die Männer aus dem Dorf dort so wild und laut schreiend *pelota*, daß ich einmal, als ich sie hinter einem

Bambusbüschel versteckt von der anderen Straßenseite aus beobachtete und einen Mann zu Boden stürzen sah, gedacht hatte, er sei tot. Wie erstaunt ich war, als er sich wenige Minuten später wie der auferstandene Jesus wieder erhob! Am äußersten Punkt dieses kahlen, glattgetretenen Platzes stand eine große, strohgedeckte Hütte. Eines frühen Morgens war ich – nachdem ich außer der dunklen Wolke von Mücken, die über einer toten Schildkröte schwebte, im Dorf keiner lebendigen Seele begegnet war – dort hineingegangen, hatte eine tiefe Grube in der Erde entdeckt, hineingefaßt und Händevoll staubiger Federn heraufgezogen. Als ich ihr meinen Fund zeigte, erzählte Nana mir von den Hahnenkämpfen; sie verstreute die Federn im Hof hinter ihrer Hütte, sagte, es gebe Männer wie Steine, die aus ihrer Versteinerung erst erwachten, wenn sie Wesen quälen könnten, die weit weniger brutal seien als sie selbst. Ich kehrte nie wieder an diesen Ort zurück, an dem die Männer ihre Spiele spielten. Manchmal hatte ich das Gefühl, ein Traum trage mich gegen meinen Willen dorthin.

Etwas abseits, neben einem Mangohain, lag das Dorfgefängnis. Die Rolläden beider Fenster waren herabgelassen, so konnten wir nicht sehen, ob sich jemand in den Zellen befand. Der Gefängniswärter saß zusammengesunken auf einer Bank neben der Tür, schläfrig starrte er hinunter auf den Spürhund, der vor seinen Füßen auf dem Rücken lag. Aus dem offenen Maul hing die violette Zunge heraus, die Zähne glänzten vom Speichel, und die Hoden baumelten seitlich über den Bauch wie überreife Feigen. Der Wärter warf uns einen sonnengeblendeten Blick zu und senkte den Kopf.

«Ein scheußlicher Anblick», sagte Nana, als wir weitergingen. «So was Verdrecktes. Wahrscheinlich wälzen sie sich zusammen in den Gräben. Man würde meinen, schon der Anblick müßte Männer von Saufgelagen und Schlägereien abhalten. Señora Galdos Neffe, der letzten Monat

zwei Nächte im Gefängnis verbracht hat, sagt, der Gefängniswärter und der Hund essen zusammen wie Mann und Frau.»

Direkt hinter dem Gefängnis drängte sich das Dorf an der Straße zusammen. Einige Häuser standen auf Pfählen, und unter ihnen scharrrten die Hennen im Dreck oder rannnten hektisch hin und her. Andere Häuser, *bohíos*, wie das, in dem ich wohnte, duckten sich an den Boden, waren aus starkem Zuckerrohr erbaut und mit Lehm verputzt. Während unsere Hütte die Farbe der roten Erde von Malagita hatte, waren jene gelb oder blau oder weiß gestrichen, so daß sie selbst in der Regenzeit weniger in der Erde zu versinken, eher Teil der Luft zu sein schienen. Einige hatten Fußböden aus den Stämmen der Königspalme. Schon von den Fenstern her oder den offenen Türen wurde Nana von den Frauen, die sich nach ihrer Gesundheit erkundigten oder sie einfach nur grüßten, angesprochen, als hätten sie sie seit Wochen nicht mehr gesehen – wenn sie sich nicht wenigstens einmal am Tag auf der Straße blicken ließ, suchten sie sie auf –, und wenn sie zu mir herabschauten, lächelten sie auf eine Art, die mich schon beim erstenmal, da ich sie bemerkt hatte, störte und verwirrte.

Tief atmete ich die Luft ein, die süß war und im Hals kitzelte und dunkel nach dem Zuckerrohrsft schmeckte, der in der Mühle in den gigantischen Kesseln brodelte und ganz Malagita durchdrang. Die Mühle lief jetzt Nacht und Tag; der mächtige Geruch übertönte sowohl den Gestank der Tiere als auch den Duft der Blumen. Ich fühlte mich durch ihn gestärkt, als wäre er eine Nahrung. Ich rannte davon vor den alten Frauen, die auf ihren Schwellen hockten und Maiskolbenpfeifen rauchten, auch vor den Frauen, die ihre Babys im Arm hielten, die Nana im Gespräch berührte, als wären es Devotionalien. Ich rannte Richtung *plazuela*, wo Königspalmen mit aschfarbenen Stämmen hoch in die Luft ragten und einen kleinen Park umkreisten. Als ich mich

näherte, sprang ein kleiner Hund unter einer Fächerpalme hervor – er war so gelb wie ein Stück Seife – und flüchtete sich in jenes dichte Unterholz, wo ich einst eine kleine leuchtende Schlange entdeckt hatte, die aus ihrer alten Haut schlüpfte – ein Anblick, den wiederzusehen ich mich sehnte.

Kaum war der Schwanz des Hundes verschwunden, ertönte aus dem Backstein des Uhrenturms der mittägliche Pfiff. Ich legte mir die Hände auf die Ohren. Der anhaltend schrille Pfeifton durchstach meine Hände wie ein Messer und drang mir in den Schädel. Nana, die mich inzwischen eingeholt hatte, zog mir die Hände von den Ohren. «Vorbei, längst vorbei», sagte sie. Aber der schrille Ton hatte sich verwandelt in eine silberne Schlange, ich sah, wie sie floh, am Rand des Himmels entlang.

Der Turm stand am Eingang zum Park. Ein schwarzes Eisengitter umgab ihn wie das Grab Antonio de la Cuevas auf dem Friedhof neben der Kapelle. Der Turm enthielt nicht nur die schreckliche Anlage, die den Pfeifton erzeugte, sondern auch laute, ausdruckslose Glocken, die läuteten, wenn es brannte oder hagelte und manchmal zu besonderen Gottesdiensten, die jeder, der nicht bei der Arbeit in der Mühle war, pflichtgemäß zu besuchen hatte, um sich auf den Zementboden der Kapelle zu knien, während Vater Céspedes Gott aufforderte, er möge der Señora Beatriz de la Cueva den Verstand wiedergeben.

Auf jeder der vier Turmseiten befand sich ein Zifferblatt von der Größe eines Wagenrads. Ich hatte noch nie gesehen, wie die Zeiger sich bewegten, doch ich wußte, daß sie sich bewegten, wie ich wußte, daß die Sonne auf- und unterging, auch wenn ich sie noch nie in Bewegung erwischt hatte. Nana schüttelte mich sanft. «Was starrst du da an?»

«Die Sonne.»

«Laß die Sonne in Ruhe», sagte sie.

Aus der Ferne hörte ich das Geräusch von Pferdehufen.

Ich dachte an den Aufseher, an seine kräftigen Hände. Vögel sangen im Park, in dem fast nie Leute waren, höchstens früh am Abend, wenn die Mütter mit ihren Kindern zwischen den Bäumen spazierengingen, oder sonntags, wenn die Leute, die sich für die Messe zurechtgemacht hatten, den Wunsch verspürten, die Freude, ihre besten Kleider zu tragen, auszudehnen und jede Minute, die sie von ihren Verpflichtungen abzwicken konnten, auf den Steinbänken saßen, wo ich beeindruckt beobachtete, wie sie lächelten und mit leisen Stimmen sprachen. Heimlich musterte ich ihre Schuhe und den Stoff, der ihre Knie und ihre Arme bedeckte. Sie trugen die Köpfe erhoben, ihre Hände lagen reglos im Schoß – Leute, die ich kaum als diejenigen wiedererkannte, die ich anderntags sah, wenn die Frauen, die meisten von ihnen barfuß, an den Waschrögen schufteten und die Männer auf ihrem Weg zur Mühle Leinenschlappen und formlose Hosen trugen.

Ein Mädchen sang lauter als die Vögel, monoton, eindringlich, ein bekanntes Lied, das ich von meiner Mutter kannte. Ich konnte das Mädchen ein Stück die Straße hinab sehen, wie sie im Hof die Wäsche aufhängte. Nana bückte sich und umarmte mich, einen Moment ruhte ihre Wange auf meinem Kopf. «Ich weiß nicht, was aus dir werden wird», das sagte sie oft, und sie seufzte tief. «Geh jetzt nach Hause ...»

Ich wartete. Sie hatte sich über den Vorfall im Zuckerrohrfeld nicht weiter geäußert. Ich schaute ihren Mund an, wo die Erklärung sich verbarg; ihre fest verschlossenen Lippen waren zerfurcht wie Nußschalen. Ich fing an, mit dem Fuß vor- und zurückzuschwingen, so daß ich den rötlichen Staub aufwirbelte, der meine Zehen puderte. Ich wußte, das würde sie ärgern, wie sie sich über jedes unproduktive Tun ärgerte. Ich wollte sie zum Sprechen bringen – sie sollte mir den unsichtbaren Vorfall erklären, der uns aus dem Zuckerrohrfeld zurück auf die Straße ins Dorf